Wolf Graf Baudissin

von

Gustav Freytag

Wolf Graf Baudissin

von

Gustav Freytag.

Das Geschlecht der Grafen Baudissin gehört zu den Herrenfamilien, welche durch das Waffenhandwerk im dreißigjährigen Kriege heraufkamen. Der Ahnherr Wolf Heinrich von Baudiß suchte das Glück im dänischen, schwedischen und sächsischen Kriegsdienst. Er war ein erfahrener, wenn auch nicht immer glücklicher Feldoberst, gewann Grundbesitz in Holstein, wurde dort unter die landsässige Ritterschaft aufgenommen, vermählte sich mit der Tochter des Statthalters Gerhard Rantzau und starb als polnischer Generallieutenant noch vor dem Ende des Krieges. Doch blieben die Beziehungen der Familie zu Kursachsen auch in den folgenden Geschlechtern bewahrt. Der Großvater des Grafen Wolf, von welchem hier die Rede sein soll, heirathete Susanne Gräfin Zinzendorf, Nichte des Herrnhuters aus einer Familie, welche ebenfalls seit dem dreißigjährigen Kriege im Herrendienst zu Ansehen gekommen, und von Sachsen aus in Oesterreich zu hohen Würden aufgestiegen war. Auch der Vater, Karl Ludwig, stand während seiner Jugend im kursächsischen Heere. Dort hatte er das Unglück 1787 als Major in einem seiner Zeit viel besprochenen Duell einen Grafen Gersdorff zu tödten und zwar, nachdem zwei Kugeln ohne ernstliche Verwundung gewechselt waren und die Secundanten mit Umarmung zur Beendigung Glück gewünscht hatten. Da trat Graf Gersdorff zu seinem Gegner, erklärte sich für befriedigt und die Sache für ausgeglichen, und ersuchte „nur um des Publicums willen noch um eine kleine Vergünstigung mit dem Degen". Er zog nach diesen Worten plötzlich den Degen, machte einen heftigen Ausfall und drang in die Waffe des überraschten Gegners. Man sagte damals, es sei ihm wegen anderweitiger widerwärtiger Händel wünschenswerth gewesen, entweder einen Gegner zu tödten oder zu sterben. Das Duell und die Folgen veranlaßten den Grafen Baudissin nach ausgestandener Festungshaft in den dänischen Dienst überzugehen. Von 1801—1806 war er dänischer Gesandter am preußischen Hofe und starb als Generallieutenant und Gouverneur von Kopenhagen im Jahre 1815. Vermählt war er mit Sophie Gräfin von Dernath, deren Familie ebenfalls im siebzehnten Jahrhundert, und zwar durch kaiserliche

Gunst, zu Ehren und Wohlstand aufgestiegen war, und sich seitdem ähnlich wie die Baudissin in Kursachsen und Holstein mit Hofdienst und Landbesitz befestigt hatte. Bis zur Gegenwart erkennt man nicht selten an Söhnen der Herrenfamilien, welche im Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges und der Staatsraison dauerhafte Fortune gemacht haben, einen besonderen Zug, wodurch sie sich von den gewöhnlichen Typen der alten landsässigen Geschlechter unterscheiden. An den Besseren eine größere Rührigkeit, unbefangenes Verständniß der Zeit und eroberungslustige Gewandheit, an den Schwächeren zuweilen übergroße Begehrlichkeit und einen abenteuerlichen Sinn, welcher ihnen das ruhige Gedeihen stört. Auch der lautere und maßvolle Geist des Mannes, welcher die dänische Diplomatie aufgab, um im Reiche der Literatur ein Botschafter englischer, französischer und italienischer Poesie zu werden, erwies die ungewöhnliche Frische und Empfänglichkeit seines Geschlechts. Das äußere Leben wurde ihm bis in das reife Mannesalter, selbst da, wo er sich mit freiem Willen entschloß, zuweilen durch die Traditionen seiner Familie beeinflußt.

Wolf Heinrich Friedrich Karl Graf Baudissin wurde am 30. Januar 1789 zu Kopenhagen geboren. Ihm folgten drei Brüder und eine Schwester. Der nächste Bruder war Otto, aus den Feldzügen von 1848—50 als schleswig-holsteinscher General wohlbekannt; der einzige Sohn seiner Schwester Susanne war der jetzt verstorbene preußische Staatsminister von Bülow. Während Wolfs Kindheit lebte die Familie im Winter zu Kopenhagen, Sommeraufenthalt war das holsteinsche Gut Rantzau. Dort stand noch das alte Herrenhaus, an welches Heinrich Rantzau, im sechzehnten Jahrhundert der große Gelehrte, Reisende und Staatsmann Holsteins, seinen lateinischen Gruß für Gäste gesetzt hatte. Der Bau, in dessen Mitte ein hoher Thurm ragte, war für die modernen Bedürfnisse eines größeren Haushalts nicht gerade bequem, aber hinter dem weiten Hofraum standen prachtvolle alte Bäume, ein großer Garten bot schattige Gänge und der Umgebung gaben rinnendes Wasser und zahlreiche kleine Seen landschaftlichen Reiz. Das Meer und die Hauptstadt Kiel mit ihren Schiffen waren in der Nähe.

Auf dem Gute wuchsen die Kinder in glücklichem Familienleben heran, mehr von der Mutter als von dem Vater behütet, der durch sein Amt oft in der Ferne festgehalten wurde. Noch war das Französische in der Familie die vornehme Sprache, in welcher die Gatten mit einander und mit den Kindern correspondirten; aber durch gute Hauslehrer wurde dafür gesorgt, daß die deutsche Bildung jener Zeit in den Kinderseelen Boden gewann, und wenn die Kleinen im Schlosse beim Kerzenlicht artige französische Stücke der Frau von Genlis aufführten, so kämpften sie dafür im Schatten der mächtigen Linden mit Gespielen aus der Nachbarschaft als Ritter und Räuber in echt germanischer Begeisterung ihre Fehden aus.

Wolf war ein lebhafter Knabe, der nach vielen Richtungen Talent erwies, leicht enthusiastisch angeregt, von freundlichem Herzen mit dem Bedürfniß sich warm anzuschließen. Seine Wißbegier war nicht zu ersättigen. Schon als kleiner Kauz von sechs Jahren schrieb er seinem Vater mit riesengroßen Buchstaben: „Kommst Du nicht bald wieder und erzählst mir von fremden Ländern und Menschen? Mama weiß so schrecklich wenig." Aber die Lebendigkeit und eine ungewöhnliche geistige Begehrlichkeit fanden gutes Gegengewicht in andern löblichen Eigenschaften, welche bei solcher Anlage nicht häufig sind, in emsigem Fleiß und einer sauberen Accuratesse bei allem, was er vornahm. Er hatte einen zarten Körper, der nur bis zu mäßiger Mittelgröße aufwuchs, und schon als Knabe ein kurzes Gesicht, das vom Vater angeerbt war. Dieser Mangel, welcher die ersten Eindrücke von allem Augenfälligen unsicherer und spärlicher macht, und die erobernde Kraft des Menschen oft beschränkt, aber auch die Isolirung erleichtert, vergrößerte ihm die angeborene Schüchternheit und förderte das sinnige Behagen, in welchem er mit sich selber lebte, und die frische Anmuth, mit der er sich da aufthat, wo er Zutrauen gewann. Wenn die Kinder des Hauses mit guten Kameraden aus der Umgegend Entführung und Befreiung spielten, so wählte sich Wolf, obgleich er der älteste des Hauses war, nicht die Rolle des siegreichen Eroberers, sondern lieber die des Vaters oder auch die schmerzliche des Bösewichts, er gab gern die Ideen, und freute sich als Regisseur mehr über die Wirkung des Ganzen, als über eigene Erfolge. Die Helden übernahm oft sein Lieblingsgespiele, Hudtwalcker — der spätere Senator in Hamburg — welcher aus einem nahen Pfarrhause herzukam, und ihm bis in das Mannesalter befreundet blieb.

Von den Hauslehrern wurde dem jungen Wolf am werthesten Friedrich Kohlrausch, welcher im Frühjahr 1802 als Lehrer der beiden ältesten Söhne nach Rantzau kam. Kohlrausch, später Verfasser der bekannten „Biblischen Geschichten"*), und hannoverscher Generalschuldirector, war keine reichbegabte Natur und nicht ohne Selbstgefälligkeit, aber redlich, strebsam und in seiner Weise sicher. Sein Unterricht in den alten Sprachen hat bei seinem Zögling das beste Resultat gehabt, denn er hat diesem das Griechische und Lateinische für das ganze Leben lieb gemacht, so daß er die alten Dichter und Geschichtsschreiber unter den vertrauten Freunden seiner Handbibliothek bewahrte und noch im hohen Alter immer wieder mit größtem Genuß durchlas. In Anderem wurde Kohlrausch Mitlernender des jungen Grafen, sie hörten später auf der Universität manche Collegien gemeinschaftlich und genossen Beide den Vortheil, das Neugelernte mit einander durchzusprechen.

*) Auch einer deutschen Geschichte.

Von entscheidender Wichtigkeit für die gesammte Entwickelung Wolfs wurde seit dem Jahre 1802 das Winterleben zu Berlin, wohin der Vater versetzt war. Dort sah der junge Baudissin aus dem Deckerschen Hause, dem Hôtel der dänischen Gesandtschaft, verwundert in das Treiben einer großen Stadt. Noch hatte Berlin keine Universität, aber A. W. Schlegel hielt Literaturvorträge, und im Herbst 1803 begann Fichte die philosophischen Vorlesungen, das Theater unter Iffland stand in hoher Blüthe, die Dramen von Goethe und Schiller wurden mit großer Sorgfalt aufgeführt und von dem Publicum mit warmer Hingabe genossen. Und bereits hatte Berlin denselben Vorzug, welcher bis in unsere Zeit geblieben ist, daß dort aller neue Bildungsstoff eifrig aufgesucht und in der Gesellschaft gemüthlich und kritisch verarbeitet wurde. Auch Wolf hörte populäre Vorträge Fichtes und besuchte die Vorlesungen Schlegels, welchem er persönlich bekannt wurde. Er trieb fleißig Englisch, übersetzte — fünfzehn Jahre alt — bereits den König Lear, und hatte die Freude, daß Schlegel die Arbeit durchlas und lobte, zumal die Partie des Narren und dessen Lieder. Als diese Jugendarbeit kurz darauf in die Hände des Uebersetzers Voth kam, und von diesem für eine neue Uebertragung des Lear benutzt wurde, erschienen einem Recensenten gerade die Stücke, welche von Wolf herrührten, besonders gelungen. Auch die musikalische Bildung des Jünglings erhielt durch die Kunstgenüsse Berlins feste Richtung, durch die Aufführung Gluckscher Opern, die Singakademie und die Concerte, sowie durch die Bekanntschaft mit Zelter. Er übte mit dauerhaftem Fleiß und spielte in einem öffentlichen Concert das Clavier unter vielem Beifall. Schon damals gehörte er zu den begeisterten Verehrern Sebastian Bachs, den er in seinem Entzücken den „heiligen" nannte.

Unterdeß bot ihm die Hauptstadt auch andere Unterhaltung. Er wurde durch Delbrück den jungen Prinzen zur Gesellschaft geladen, fehlte nicht bei den Kinderbällen, an denen die königlichen Kinder theilnahmen und hatte Gelegenheit, unter den Augen der Königin Luise seine Tanzkunst zu erweisen. Als er 1803 das erste Reitpferd erhielt, küßte er überrascht und glückselig dem guten Vater die Hand, und der Vater umarmte ihn und unterließ nicht, der Mutter dies in französischem Briefe mitzutheilen. Aber zu derselben Zeit arbeitete der Sohn auch schon an der Seite des Vaters, indem er zu dessen hoher Zufriedenheit Depeschen copirte und auszog. Der Vater nahm ihn zu einem kleinen Herrendiner mit und war erfreut über das einfache, bescheidene Wesen und nicht weniger über das gute Französisch des Sohnes. Damals bildete das Haus Hufelands einen geselligen Mittelpunct für Gelehrte und Kunstfreunde. Wolf wurde eingeführt und traf dort außer Fichte, Zelter, Schlegel, Schadow, Frau Hertz und Anderen auch viele zureisende Berühmtheiten, darunter im Jahre 1804 Schiller. Mit jüngeren Mitgliedern dieses Kreises wurde in der

Baudissinschen Familie eine scherzhafte Akademie für die aufstrebende Jugend eingerichtet und Wolf zum Secretär ernannt; in den Sitzungen mußten die Mitglieder eigene Arbeiten vorlesen, wobei nicht nur Wolf, auch seine Schwester Susanne hohes Lob gewannen.

Im Herbste 1805 ging der Jüngling mit seinem Freunde Kohlrausch auf die Universität Kiel, um Jura zu studiren, als Einleitung zu der diplomatischen Laufbahn, für welche er nach den Traditionen seiner Familie bestimmt war. Der Winter verlief in heiterer, fast zu reichlicher Geselligkeit. Wolf fand dort den älteren Bruder seines Vaters, Baudissin von Knoop, der in früheren Jahren ebenfalls dänischer Gesandter in Berlin gewesen und mit einer Tochter des Grafen Schimmelmann vermählt war, ferner Fritz Reventlow von Emkendorf, Christian Bernsdorff mit dem dänischen Kronprinzen, Christian und Katharine Stolberg mit Schönborn, und als ständige Mitglieder des Kreises die Professoren Reinhold und Pfaff. In der Gesellschaft wurden eifrig neue und ältere Poesien vorgelesen, oft mit vertheilten Rollen, und nach der Lectüre die Urtheile darüber ausgetauscht. Diese Weise, poetische Schönheit gesellig zu genießen, hat Baudissin dort lieben gelernt und durch sein ganzes Leben gern geübt.

Weniger empfänglich war er für die Freuden höfischer Repräsentation. Als er am Geburtstage des dänischen Kronprinzen von der academischen Jugend zu einem Anführer des Festzuges gewählt wurde, verbat er sich die Ehre, er wußte seinen Kohlrausch in die ausgezeichnete Stelle zu bringen und freute sich, als dieser in dreieckigem Federhut mit gezogenem Degen und nicht ohne Selbstgefühl Commandoworte durch die Straßen Kiels erschallen ließ. In den Osterferien 1806, wo er von Kiel einen Ausflug nach Kopenhagen machte, erfuhr er eine auch für damalige Seefahrt ungewöhnliche Ungunst des Meeres. Vier Tage lang kämpfte das Schiff auf stürmischer See, zuletzt mußte Wolf mit Boot und Fähre an das Land fahren, die Rückkehr dauerte gar sieben Tage, diesmal wegen Windstille. Noch öfter in seinem Leben hatte er die Abneigung Poseidons zu ertragen.

Im Herbste 1806 bezog Wolf mit Kohlrausch die Universität Göttingen. Auf dem Wege hörten sie von der Niederlage der Preußen, sie stießen auf lange Züge von Versprengten, die ohne Gewehr und Patrontasche dahinzogen. Kurz vor Göttingen ritt ein französisches Cürassierregiment ihnen entgegen und der Commandeur befahl dem Postillon still zu halten, bis das Regiment vorüber sei. Das war die erste Begegnung mit der französischen Macht.

Daheim in der Familie waren die guten Wünsche für Preußen gewesen. Jetzt erfuhr der Jüngling, daß Preußen verloren sei, und daß der siegreiche Feind im Herzen Deutschlands stehe. Die Reisenden waren betroffen, aber wenig bedeutete dem jungen Geschlechte damals die Politik, am meisten

Sorge machte die Möglichkeit, daß die Studien in Göttingen durch das fremdartige Treiben gestört werden könnten. Dies war nicht der Fall. Auch die Göttinger betrachteten den Lauf der Welt mit stillem Kopfschütteln, die Collegien liefen ruhig fort, die Studenten unternahmen in den Ferien fröhliche Fußreisen nach dem Harz und die Weser hinauf. Wolf lernte fleißiger als in Kiel und trieb viel Musik. Sogar daß Göttingen im nächsten Jahre einen fremden König, einen Präfecten und französische Gensdarmen statt seiner alten Schnurren erhielt, ließ den Jüngling noch ruhig zwischen Büchern und Notenheften. Aber die schwere Zeit, in welcher die Welt aus den Fugen ging, wirkte doch leise auf sein Gemüth. Er fing an über sich selbst nachzudenken, unruhig, selbstquälerisch, er ärgerte sich über seinen leichten Sinn, über seine Genußfähigkeit, welche ihm hundertfache geistige Freuden verschaffte, ohne daß er nöthig hatte, sich deshalb ernsthaft zu bemühen; er meinte zwar, daß er deshalb nicht leicht unglücklich werden könne, aber eine starke mannhafte Entwickelung seines Willens werde ihm eben dadurch erschwert. Und er schreibt unwillig seiner Schwester: „Ich wollte auf alle Talente und die übrigen Annehmlichkeiten des Lebens, ja selbst auf Bildung und Wissen verzichten, wenn ich etwas von einseitiger Willenskraft und Entschlossenheit hätte, ich wollte allen Genuß an fremden Schöpfungen hingeben, wenn ich dafür nur eine Idee von eigener schöpferischer Kraft bekäme." Und er träumt davon, als gemeiner Husar ins Feld zu ziehen oder ohne Geld eine Fußreise in die weite Ferne zu machen. Aber bald erhebt sich in der Seele des Jünglings ein stärkerer Wellenschlag und die politische Bewegung beginnt. Zunächst ist, was ihn aufregt, das Schicksal seines Heimatstaates Dänemark, dem die englische Uebermacht Hauptstadt und Flotte bedroht. Er haßt die Engländer, er wünscht der ungeheueren Kraft Napoleons Sieg, damit der Frieden komme. Er fühlt, daß auch er sein Leben hingeben könnte für das Vaterland, und er ist überzeugt, daß seine Schwester und sein Bruder Otto gerade so empfinden. „Ich begreife nicht," schreibt er, „wie man, wenns nicht für Andere ist, im mindesten ängstlich sein Leben lieb haben kann, ich fürchte mich jetzt gar nicht vor dem Tode, und für solch eine Sache fechtend zu fallen, würde mir eine wahre Wonne sein." — Damals war es die Noth Dänemarks, welche ihn aufregte. Wenige Jahre später fühlte er sich bereits als Deutscher.

Durch die Lectüre der Dichter war in ihm der heiße Wunsch entstanden, Italien zu sehen. Bis in das Mannesalter blieb Reise und Aufenthalt in dem lichtvollen Lande die Sehnsucht dieses Deutschen, der unter dem grauen Wolkenhimmel zwischen zwei Nordmeeren aufgewachsen war. Um dem schönen Lande wenigstens näher zu sein, ging Wolf mit Kohlrausch im Mai 1808 für den Sommer nach der Universität Heidelberg. Dort

waren Heinrich Voß und dessen Vater der nächste Umgang, Clemens Brentano und Achim von Arnim wurden Tischgenossen, der Sommer verging in angeregtem und heiterem Verkehr. Den größten Genuß des Herbstes aber bereitete eine Schweizerreise über den Rigi, Luzern, den Gotthard bis nach Isolabella, von da unter heftigen Schneestürmen über die Grimsel in die Berneralpen und über Straßburg zurück. Nebel, Regen, Kälte und Eis störten dem Reisenden nur selten die gehobene Stimmung. Sein Natursinn und die Empfänglichkeit für landschaftliche Schönheit waren ungewöhnlich stark, eine anmuthige Gegend machte ihn recht von Herzen froh und imponirende Naturformen erfüllten ihn mit Begeisterung. Trotz seinem kurzen Gesichte faßte er die Bilder genau und bewahrte sie treu im Gedächtnisse. Die einfachen Bleistiftumrisse, mit denen er als Reisender Bergformen und alte Gebäude in seine Brieftasche notirte, sind sauber und correct, wie Radirungen, so lebten sie auch in seinem Inneren fort und so vermochte er sie noch nach vielen Jahren mit lebhafter Freude zu schildern.

Im October 1808 kehrte Baudissin nach Göttingen zurück. Das letzte Jahr ward neben juristischen Collegien — wieder Pandekten bei Hugo — vorzugsweise der Musik und dem Erlernen des Spanischen gewidmet. Wolf wohnte im Hause eines Instrumentenmachers und fand ein großes Vergnügen darin, die neugefertigten Fortepianos zu probiren. Er war ein Lieblingsschüler Forckels und erlebte den Genuß, zwei Concerte von Sebastian Bach für mehrere Claviere, und zwar das für drei Claviere in einem wohlthätigen Concerte, welches er zusammengebracht hatte, ausführen zu helfen. Aus dem Spanischen übersetzte er damals für sich den Don Quixote.

Das Jahr 1809, das letzte seiner academischen Zeit, sollte ihm als Pfingstfreude die persönliche Bekanntschaft Goethes bringen. Mit seinem Begleiter Kohlrausch und Professor Hugo fuhr er von Göttingen über Weimar nach Jena, wo Goethe damals im Schlosse wohnte. Die Reisenden hatten sich mit wirksamer Empfehlung versehen und wurden von Goethe ins Mineraliencabinet bestellt. Baudissin selbst vergleicht seine Erwartung mit der eines Kindes am heiligen Christtage. Und als der Ersehnte eintrat — in blauem Ueberrocke, gepudertes Haar ohne Zopf — war der Jüngling in solchem Erstaunen und Anbeten, daß er, wie er selbst schreibt, seine Blödigkeit rein vergaß: „Stirn, Nase und Augen wie vom olympischen Jupiter, die schönen Züge, die herrliche braune Gesichtsfarbe! Und als Goethe anfing lebhafter zu erzählen und zu gesticuliren — man kann keine schönere Hand sehen als die seinige, und er gesticulirte beim Gespräche mit einer entzückenden Grazie und mit Feuer, und dabei wurden die Sonnen seiner Augen noch einmal so groß und glänzten und leuchteten so göttlich, daß ihre Blitze nicht zu ertragen sein können, wenn er zürnt. Seine Aus-

sprache ist die eines Süddeutschen, der sich in Norddeutschland gebildet hat. Er spricht leise, aber mit einem herrlichen Organe, weder zu schnell, noch zu langsam. Und wie tritt er in die Stube, wie steht und geht er, ein geborener König der Welt!"

Als Baudissin von Forckel und Zelter erzählte, und äußerte, wenn diese Beiden stürben, würde wohl die ganze Kunst der Musik untergehen, da tröstete Goethe: „das echt Schöne geht nie unter, sondern lebt immer in der Brust weniger Guten, unauslöschlich wie das vestalische Feuer." Auf die zweistündige Unterhaltung folgte am nächsten Tage ein Spaziergang in den botanischen Garten. Goethe rühmte die Fichteschen Reden an die deutsche Nation, besonders ihren schönen Stil, und sagte von den Deutschen: „Brennholz ist in dieser Zeit ihnen recht brav eingeheizt, aber es fehlt an einem tüchtig zusammenhaltenden Ofen".*) Als der junge Baudissin entzückt von dem Manne schied, der ihm als ein göttlicher Prophet erschien, da ahnte er nicht, daß er den Bau des tüchtigen Ofens noch erleben würde, freilich erst als er selbst an Jahren älter als Goethe damals war, und glücklicher, weil er auf ein deutsches Reich stolz sein konnte. — Im Herbste machte er noch einmal zu Pferde einen Ausflug nach Thüringen und Weimar. Trotz vielem Regen vergnügt über die Landschaft und die gutartigen Leute, „und in jeder Wirthschaft ein Clavier!"

Er war einundzwanzig Jahre alt, als er die Universität verließ. In glücklicher, bevorzugter Lage hatte er diese Lehrzeit verlebt, aber er war auch nicht säumig gewesen, sich die Gunst seines Schicksals durch Arbeitsamkeit zu verdienen. Seine juristischen Kenntnisse waren vielleicht nur gerade groß genug, um ihm einen anständigen Erfolg im Examen zu sichern, aber er hatte sich eine ungewöhnlich reiche Kenntniß in den Literaturen der großen europäischen Culturvölker erworben, er hatte mit vielen der besten und bedeutendsten Menschen seines Volkes verkehrt, sein Sinn für das Schöne war durch feine Bildung erzogen, er war ein zartfühlender, hochsinniger Jüngling von lauterem Geist und reinen Sitten, liebenswerth und mit einem Herzen, dem es Bedürfniß war zu lieben und zu verehren. Er war schüchtern, aber nichts weniger als furchtsam. Obgleich ihn Schwindel plagte, stieg er doch im Helm des Straßburger Münsters unter der gewissen eisernen Stange des Helms hindurch, und als auf der Bergfahrt über die Grimsel wegen des Schneesturmes der Führer versagte und seine Begleiter umkehren wollten, bestand er darauf, mit anderen Führern die Reise fortzusetzen. Und vollends bei

*) Hier nach einem Briefe Baudissins; die ausführliche Schilderung des Besuches, welche Kohlrausch in seiner Selbstbiographie giebt, scheint in späterer Zeit niedergeschrieben, wenigstens irrt dieser, wenn er berichtet, daß die Reisenden damals zu Weimar den Tasso gesehen hätten. Sie erhielten vielmehr zu spät eine Botschaft, welche Goethe ihnen zugehen ließ, daß in Weimar Iphigenie gegeben werde.

großen Ereignissen war er sofort bereit sich einzusetzen für Ideen und für Menschen, die ihm höher standen als das eigene Dasein.

Im Herbst 1809 schied Baudissin von Göttingen, um in die Diplomatie Dänemarks einzutreten. Er durfte annehmen, unter Freunden und Verwandten zu arbeiten, denn der gesammte höhere Dienst Dänemarks am Hofe und bei der Regierung galt für eine Domäne des schleswig-holsteinschen Adels. Und es war etwas Unerhörtes, daß gerade damals ein Däne, Rosencrantz, das auswärtige Ministerium inne hatte. Schon im December ward Baudissin zum Legationssecretär für Schweden ernannt und ging im Januar 1810 mit dem Gesandten, Grafen Dernath, einem Bruder seiner Mutter, nach Stockholm ab. Dort erlebte er als thätiger Theilnehmer eine Periode der größten Umwälzungen, durch welche Schwedens Zukunft bestimmt werden sollte. Kurz nach seiner Ankunft starb der beim Volk beliebte Kronprinz, Bruder des Herzogs von Augustenburg, der zum Nachfolger des kinderlosen alten Königs Karl XIII. erwählt war. Im Volk verbreitete sich das — nach Baudissins Ueberzeugung unwahre — Gerücht, er sei von der Adelspartei vergiftet worden. Baudissin sah mit an, wie bei dem Leichenzuge des Kronprinzen der Reichsmarschall Graf Fersen in seiner vergoldeten Kutsche vom Pöbel angehalten, in ein Haus gedrängt, wieder auf die Straße gezerrt und dort scheußlich umgebracht wurde, weil er für einen der Mörder galt. Nach dem Tode des Thronerben begann ein tolles Intriguiren um die Thronfolge. Während Wolfs Oheim dahin arbeitete, die Krone Schwedens an Dänemark zu bringen, und während die große Mehrzahl der Schweden den Herzog von Augustenburg zum König begehrte, gelang es einem entschlossenen französischen Agenten, das Heer, die Stände und allmählich die öffentliche Meinung durch falsche Vorspiegelung für den Marschall Bernadotte umzustimmen. Der kraftlose König mußte nachgeben und der Prinz von Ponte Corvo, wurde zum Kronprinzen und thatsächlichen Regenten Schwedens erwählt.*)

Baudissin war im Anfange durch die weltmännische Frivolität seines Oheims erschreckt und abgestoßen, er fühlte sich in den wirren und ungesunden Zuständen des Staates und unter der flachen französischen Verbildung der damaligen Stockholmer Gesellschaft völlig vereinsamt, und nur sein reinliches Wesen und der Fleiß, mit dem er in den Freistunden für sich las und arbeitete, bewahrten ihn davor, in dem nichtigen Treiben der vornehmen Gesellschaft, unter eitlen Männern und gefälligen Frauen, von seinem Gehalte einzubüßen. War er in seinem Leben jemals unzufrieden mit seinem Schicksal,

*) Baudissin hat selbst „Im neuen Reich", 1871, Nr. 1 die Verhältnisse in Schweden und die Erfahrungen, welche er damals machte, geschildert Der kurze Aufsatz — die einzige Episode aus seinem Leben, welche er den Lesern gegönnt hat — ist auch für den Historiker von Interesse, er giebt ein gutes Bild der Zustände in Stockholm.

so war er es damals. Allmählich gewann er doch Interesse an seiner Umgebung und er fand, was bei seinem Wesen natürlich war, auch Menschen, welche ihm lieb wurden. Er lernte, freilich in anderer Weise, als sein Oheim einem jungen Diplomaten für wünschenswerth erachtete, das Glück und die Schmerzen eines zarten Verkehrs mit Frauen kennen. Bald empfand er auch Sorge über die Politik seiner Regierung und die persönliche Stellung seines Oheims. Dieser, der in seiner Art dem Neffen aufrichtig wohl wollte, war ein Herr von behendem Geist, im persönlichen Verkehr den meisten seiner Collegen überlegen, aber als Politiker das Kind einer argen Zeit, in welcher man wenig fand, was als fest und groß zu ehren war. Er hatte eine übergroße Neigung zu Intriguen und war voll von Projecten, auf denen er in eitlem Selbstvertrauen bestand, und ihm begegnete, was einer ganzen Classe von geistreichen Diplomaten das Spiel zu stören pflegt, er unterschätzte die Bedeutung der realen Verhältnisse, mit denen er zu rechnen hatte, und sah und hörte zu sehr, was seinen Projecten genehm war. Sein Plan war auf Napoleon gestützt, er traute sich zu, Schweden trotz der Wahl des Prinzen von Ponte Corvo doch noch an Dänemark zu bringen, und er wußte seinen König und das Ministerium seiner Auffassung geneigt zu machen.

Wolf erkannte bei den vergeblichen Bemühungen seines klugen Oheims, wie sorgfältig der Politiker in großen Geschäften sich vor zu großer Feinheit und vor Selbstgefälligkeit zu hüten hat. Aber während der junge Secretär mit offenen Augen und mit Nutzen für sich selbst in das unheimliche Treiben sah, welches ihn umgab, blieb es ihm immer noch eine fremde Welt, seine unablässige Sehnsucht war stille Geistesarbeit und sein höchster Wunsch eine Reise nach Italien.

In dieser Zeit las er Arndts Bücher und gewann den Mann von Herzen lieb, der, wie er selbst, als ein Deutscher unter der Landeshoheit eines fremden Fürsten aufgewachsen war, und der doch sein deutsches Wesen so tapfer gegen alle Fremden vertrat. Baudissin schrieb an Arndt und sprach ihm seinen Dank und seine Hochachtung aus. Daraus entstand eine Briefwechsel, der bald einen vertraulichen Charakter erhielt.

Doch er sollte endlich auch in seinem Berufe das Selbstgefühl gewinnen, welches dem bescheidenen Mann durch persönliche Erfolge bereitet wird. Im Herbst 1811 wurde sein Gesandter der fortgesetzten Intriguen wegen in Stockholm unmöglich und als er abgerufen werden mußte, ward Wolf Baudissin zum Geschäftsträger ernannt und blieb vom Winter 1811 bis März 1813 Vertreter Dänemarks. Wahrlich in keiner leichten Stellung. Seine Regierung, noch im Besitz Norwegens und der deutschen Herzogthümer, hatte trotz trüber Erfahrungen die Hoffnung nicht aufgegeben, skandinavischer Großstaat zu werden, und war geneigt auf die Unbesiegbarkeit Napoleons zu

vertrauen. Auf der anderen Seite wurde für den Kronprinzen von Schweden, wie für Rußland und England die Bundesgenossenschaft Dänemarks höchst erwünscht. Bernadotte ersehnte sich die Führerschaft eines schwedisch-dänischen Heeres, und die Russen boten den Dänen freigebig deutsches Land als Kriegsbeute an. Da geschah es, daß der junge Vertreter Dänemarks die Zuneigung und das Vertrauen der erfahrenen diplomatischen Ränkeschmiede erhielt, und daß Stockholm die Stätte wurde, von welcher man die dänische Regierung für das große östliche Bündniß gegen Napoleon zu gewinnen suchte. Der russische Gesandte Baron Suchtelen wollte lieber durch Baudissin als durch den russischen Gesandten in Kopenhagen seine Anerbietungen machen, und der Kronprinz erklärte geradezu, daß er seinem eigenen Gesandten in Kopenhagen mißtraue und vorziehe, durch den dänischen Vertreter mit dem dortigen Cabinet zu verkehren.

Im Sommer 1812 unternahm er noch eine schnelle, genußreiche Fahrt nach dem schwedischen Norden. Als er zurückkam, wurde er völlig von den großen Aufgaben seines Amtes in Anspruch genommen.

Seit dem Herbst 1812 wetteiferten der Russe und Schwede in Anerbietungen, die dem Geschäftsträger in vertraulichster Weise gemacht wurden. Baudissin fand sich in der glücklichen Lage, in der Hauptsache ihrer Meinung zu sein und vertrat bei seiner Regierung im Widerspruch mit den Plänen seines Oheims die Ueberzeugung, daß Dänemarks Heil ein Bündniß mit den Ostmächten erfordere. Der Gedanke war ihm furchtbar geworden, daß sein Heimathstaat in Waffen gegen eine deutsche Erhebung treten könne. Seine Regierung, welche doch der entgegengesetzten Ansicht zuneigte, war nicht karg mit Lobsprüchen über seine Thätigkeit, und der Minister dankte ihm wiederholt in verbindlichster Weise, wahrscheinlich, weil man in Kopenhagen bei innerer Unsicherheit den Werth seiner klaren und sachlichen Darstellung zu schätzen wußte und weil das achtungsvolle Vertrauen, welches die Fremden dem jungen Diplomaten bewiesen, in seiner Heimath angenehm berührte. In der That besaß Baudissin einige der besten Eigenschaften, welche dem Vertreter eines Staates im Auslande wünschenswerth sind. Feste Redlichkeit, schweigsames Anhören, gutes Beobachten, ausgezeichnetes Gedächtniß, und ein sauberes, correctes Wiedergeben empfangener Eindrücke, nichts von eitler Geschäftigkeit und von dem doctrinären Eifer, welcher dazu verleitet, die realen Verhältnisse nach den eigenen Ansichten umzudeuten. Seine Harmlosigkeit und offene Hingabe da, wo er vertraute, wurden doch durch angeborene Vorsicht und durch ein kluges Urtheil über den Charakter seiner Umgebung temperirt. Als die Nachricht von Napoleons russischen Niederlagen nach Stockholm kam, erglühte seine Seele von patriotischer Begeisterung und er schrieb seiner Schwester: „Keine Poesie und Beredtsamkeit gewährt solchen Jubel wie die Politik in

diesem Augenblick. Hätte man doch fast seinen Glauben an die Vorsehung aufgeben müssen, wenn die Franzosen nicht gescheitert wären."

Gerade in dieser Zeit hatte Baudissin eine Freude anderer Art. Frau von Staël und August Wilhelm Schlegel waren nach Stockholm gekommen, beide behandelten ihn mit besonderer Auszeichnung und er trat bald zu ihnen in ein näheres Verhältniß. Der Geist der Staël bezauberte ihn, „sie hat die angenehmste Häßlichkeit, die man sich denken kann, ist eine Andere geworden," schrieb er, „als sie war, da sie die Delphine drucken ließ, ich möchte sie immer und ewig sprechen hören, und wenn ich Abends von ihren Soupers nach Hause komme, kann ich vor all ihren geistreichen Gedanken und Worten kaum einschlafen, wie man als junger Mann nach einem Balle nicht einschläft." Nach angestrengter Tagesarbeit am Schreibtische eilte er zu den politischen Unterredungen mit dem schwedischen Kronprinzen, zuletzt zum Thee der wandernden Geistreichen, und er wünschte oft, dem Tage einige Stunden zusetzen zu können.

Im März 1813 entschied man sich zu Kopenhagen, dem Sterne Napoleons zu vertrauen. Baudissin verbrannte den Inhalt des Gesandtschaftsarchivs und reiste nach Kopenhagen ab. Dort wurde er wider Erwarten sehr wohlwollend empfangen, der Minister ertheilte ihm große Lobsprüche und der König empfing ihn mit den Worten: „Jeder hat seine Ansicht, und Sie haben die Ihre, welche ich nicht theile. Ich bin übrigens mit Ihren Depeschen zufrieden gewesen." Aber nur kurze Zeit sollte er sich des Bewußtseins freuen, seine Pflicht gethan zu haben. Im Mai, als er gerade bei Verwandten auf dem Lande war, erhielt er eine geheimnißvolle Botschaft des Ministers Rosencrantz, sofort nach Kopenhagen zu kommen und am nächsten Tage in einer diplomatischen Sendung abzugehen. Als er nach angestrengter Fahrt in der letzten Stunde im Ministerhôtel anlangte, wurde ihm von Herrn von Rosencrantz eröffnet, er müsse zur Stelle mit dem Minister Kaas in außerordentlicher Gesandtschaft nach Dresden zum Kaiser Napoleon reisen, um das Bündniß abzuschließen. Diese Nachricht traf Baudissin wie ein Donnerschlag.

Er führte alle auch sachlichen Bedenken an, welche ihn ungeeignet machten, und bat dringend, einen Anderen mit solchem Auftrage zu betrauen. Der Minister antwortete, es sei zu spät, Baudissins Name sei bereits in der Instruction genannt und der König habe besondere Gründe gehabt gerade ihn zu wählen. Baudissin eilte zum Könige und sagte diesem gerade heraus, daß er seiner Gesinnung wegen für diese verhängnißvolle Mission nicht passe. Der König antwortete kurz, Baudissin müsse gehen und er wünsche ihm glückliche Reise. Da fuhr Baudissin noch zu seinem Vater, der im Herzen die Gesinnung des Sohnes theilte, dieser aber, an soldatischen Gehorsam

gewöhnt, entschied, der Sohn habe durch das offene Aussprechen sein Gewissen bewahrt, den übernommenen Auftrag habe er auszuführen, dann möge er seine Entlassung nehmen. In der nächsten Stunde war er mit Herrn von Kaas auf dem Wege nach Hamburg.

Der junge Diplomat kam sich vor wie ein Verbrecher, dem das Bewußtsein einer tödtlichen Schuld die Seele belastet. Auf der See und während der Fahrt durch die Herzogthümer sann er unablässig auf einen Weg, sich von dieser unglückseligen Sendung zu lösen. In Holstein erbat er bei seinem Chef Urlaub für wenige Stunden, um von dem Nachtquartiere Rendsburg aus einen kurzen Besuch zu Emkendorf, dem nahen Gute des Grafen Fritz Reventlow zu machen. In Altona sollte er am nächsten Tage wieder mit dem Minister zusammentreffen. Um 11 Uhr Abends kam er auf dem Gute seiner Verwandten an. Der warme Empfang und die sympathischen Gesinnungen, welche er dort fand, bestärkten ihn in dem verzweifelten Entschlusse, den er gefaßt hatte. Die Freunde, bei denen er weilte, durfte er nicht in den Verdacht bringen, daß sie seinen Widerstand gegen den königlichen Willen unterstützt hätten. Er wollte sich also in Wahrheit die Möglichkeit nehmen, weiter zu reisen. In gehobener, fast freudiger Stimmung durchwachte er die Nacht. Am anderen Morgen bat er einen jungen Arzt, der als Bekannter der Familie zufällig gegenwärtig war, den Dr. Franz Hegewisch, ihm den linken Oberarm auf zwei Stühle zu legen und mit einem kräftigen Hammerschlage zu zerbrechen. Der hohe Ernst und die leidenschaftliche Bewegung des jungen Diplomaten rissen den Arzt hin, der selbst eine enthusiastische Natur war, er erklärte sich bereit, doch müsse der Hausherr zuvor davon wissen. Graf Reventlow billigte mit Wärme den Vorsatz Baudissins, sich dem Auftrage zu versagen, doch nicht durch einen Armbruch dürfe er das thun. Dergleichen wage vielleicht auch ein Conscribirter, um sich dem Militärdienste zu entziehen. „Wollen Sie das Ganze thun, so schreiben Sie sogleich von hier dem Könige, Sie könnten seinem Befehle gegen Ihre Ueberzeugung nicht folgen, Sie seien genöthigt, Ihre mündliche Bitte nach reiflicher Ueberlegung schriftlich zu wiederholen, und Sie seien bereit, sich jeder Strafe zu unterziehen. Erwarten Sie hier den Ausgang. Von diesem Schritte darf Sie der Gedanke nicht abhalten, daß Sie dadurch mich selbst in die Untersuchung verwickeln könnten. Wäre dies der Fall, so würde ich es als eine Ehre betrachten."

Unter diesen verständigen Worten wurde Baudissins Herz leicht. Er schrieb sogleich in solchem Sinne an den König und an seinen Mitgesandten. Umgehend traf die Antwort von Kopenhagen ein, daß er entweder als Staatsgefangener zweiten Grades ein Jahr auf der Veste Friedrichsort bei Kiel abzusitzen oder seine Sache einer gerichtlichen Untersuchung zu über-

lassen habe. Der Minister Rosencrantz schrieb ihm vertraulich selbst, er möge das Erstere wählen. Das that Baudissin. Er bezog auf der Festung ein kleines Zimmer, erhielt das Recht, ein Fortepiano und Bücher zu halten und in Begleitung einer Schildwache täglich zwei Stunden auf dem Walle spazieren zu gehen. Dort lebte er in stiller Arbeit, schrieb fröhlich an einer Uebersetzung des Dante, durfte zuweilen Besuch von Verwandten annehmen, und wurde durch Zeichen warmer Theilnahme erfreut, welche ihm von Leuten aus dem Volke zukamen.

So verbrachte er als Gefangener den Sommer des großen Jahres. Seine ganze Seele war bei der deutschen Erhebung und er beschloß, nach Beendigung seiner Haft, wenn sich zu Kopenhagen das System nicht gründlich ändere, seinen Abschied zu nehmen und in deutschen Kriegsdienst zu treten; denn sich mit Feder oder Schwert an dem Kampfe gegen Napoleon zu betheiligen, sei auch ihm eine heilige Pflicht.

Die Völkerschlacht bei Leipzig bereitete aber auch in Dänemark einen Umschwung vor. Zehn Tage nach der Schlacht wurde er durch einen Gnadenact aus seinem Arreste entlassen, wozu der Geburtstag der Königin den Vorwand gab.

Jetzt ließ sich zwar Baudissin auf den Wunsch seines Vaters wieder im dänischen Dienst anstellen; er wurde als Legationssecretär in das Hauptquartier der Verbündeten gesandt, erreichte sie in Troyes und folgte nach Paris, von da ging er nach Wien zu dem Congreß. Sein Chef war Graf Christian Bernstorff, zu dem er schon im Jahre 1812 als Secretär für Wien designirt gewesen war. Das bewegte Leben des Feldzuges und die Vorbereitungen zum Congreß gaben ihm eine Fülle von Anregung und belehrenden Eindrücken. Dennoch gefiel es ihm im dänischen Dienst auf die Länge nicht. Wahrscheinlich war in Kopenhagen der frühere Widerstand nicht vergessen, und er selbst sehnte sich jetzt nach der Heimat. Er trat zum zweiten Male aus dem Dienst; diesmal in völliger Ungnade. Die nächste Veranlassung war, daß er sich im Herbst 1814 mit seiner Cousine Julie Gräfin Baudissin von Knoop vermählte. Sie war seine Jugendgespielin gewesen. Er hatte ihr schon im Jahre 1808 eine Beschreibung seiner Schweizerreise in Briefen zugeschrieben, und während seiner Haft in Friedrichsort waren der briefliche Verkehr mit ihr und gelegentliche Besuche der Familie seine beste Erheiterung gewesen. Kurz nachdem er sie heimgeführt hatte, starb sein Vater, und er übernahm die Herrschaft Rantzau. Sein Gegensatz zu Kopenhagen wurde dadurch verschärft, daß er sich als Gutsherr von Rantzau und Mitglied der ritterschaftlichen Deputation an der von Dahlmann geleiteten Vertheidigung der schleswig-holsteinschen Landesrechte mit Wärme betheiligte. Es waren die ersten kurzen Wellen einer deutschen Opposition

gegen die dänischen Ansprüche, welche damals aufschlugen. In Kiel und auf den großen Gütern fand er ein reges politisches Leben und bei Vielen seiner Standesgenossen eine warme patriotische Gesinnung. Lebhaft wurde in den Zusammenkünften der Gutsherren über die sogenannte dänische Reichsbank und über eine Steuerverweigerung verhandelt, welche in Holstein gegenüber dem ungesetzlichen Vorgehen der Regierung versucht werden sollte. Im Sommer 1815 wurden die „Kieler Blätter" von Mitgliedern der Universität gegründet und vortrefflich redigirt. Die Zeitschrift erlangte für den Verfassungskampf in den Herzogthümern schnell eine hohe Bedeutung. Auch Baudissin schrieb seine ersten Artikel hinein, worin er die Beschränkung des Adels und seiner Titel auf die ältesten Söhne als ein Interesse des modernen Staates vertrat. Doch war die Zeit allgemeiner Ermüdung und Reaction diesen Regungen deutscher Selbständigkeit sehr ungünstig. Die Führer der politischen Bewegung in Holstein wurden ihrer einflußreichen Stellungen enthoben, und verloren das Vertrauen auf den Sieg. Auch Baudissin empfand den Druck der dänischen Reaction. Er arbeitete still für sich, nahm wieder den Shakespeare vor, und übersetzte das letzte historische Drama aus der englischen Geschichte, welches Schlegel nicht übertragen hatte, Heinrich VIII., der als sein erstes Buch 1818 gedruckt wurde. Das Glück des Hauses, das er in seiner guten Art so innig und mit frommer Dankbarkeit gegen die Vorsehung zu genießen wußte, wurde in dieser Zeit durch die Erkrankung seiner Gemahlin getrübt; — die Ehe blieb kinderlos, — und Badereisen vermochten die völlige Genesung nicht zurückzubringen. Da beschloß Baudissin mit ihr die langersehnte Reise nach Italien zu unternehmen.

Selten ist ein Deutscher mit so großer Genußfähigkeit und so guter Vorbildung für Alles, was Natur und Kunst dem Menschen zu bieten vermögen, über die Alpen gezogen, und selten hat ein Anderer so dauerhaft die heitere Verklärung mit sich herumgetragen, welche das schöne Land den bevorzugten Reisenden gewährt. Als er im Februar 1821 in Rom eintraf, kam er sich vor wie im Himmel, in einer Art von stiller Seligkeit verkehrte er mit der Kunst und den geistesverwandten Menschen, welche er dort fand. Schnell wurde sein Haus zu Rom der Mittelpunct für einen Kreis Auserwählter. Kästner, v. Stackelberg, die Rhedens, Thorwaldsen und eine Anzahl jüngerer Künstler bildeten die heitere Abendgenossenschaft, unter ihnen der junge Schnorr, der von da bis zu seinem Tode in Dresden ein treuer Freund des Hauses bleiben sollte. Und Baudissin schrieb aus Rom nach der Heimat: „Uns geht es hier viel zu gut, Rom ist das Paradies der Seele und ich klammere mich mit allen Sinnen an die Gegenwart fest." Von Rom aus wurde langsam das übrige Italien erobert: Reise nach Toskana, Aufenthalt in Neapel, Villegiaturen. Und das Liebste von Allem

waren doch die guten Menschen, welche er sich gewann. Als nach dreijährigem Aufenthalt 1823 die Baudissins zur Abreise rüsteten, frug Stackelberg traurig: „Sind Sie auch recht gewiß, daß die Freude derer, die Sie erwarten, so groß ist als das Herzeleid, welches Sie uns anthun?“

Und doch, wie glücklich Baudissin sich auch in Italien gefühlt hatte, ganz freiwillig war der lange Aufenthalt in der Fremde nicht gewesen. Schon im Jahre 1821 erhielt er eine anonyme Warnung — sie kam vom Grafen Christian Bernstorff — er möge für die nächste Zeit nicht wieder in sein Vaterland zurückkehren. Die Briefe, welche er einst von Stockholm an Ernst Moritz Arndt geschrieben hatte, waren unter den Papieren desselben mit Beschlag belegt und direct an den König von Dänemark eingesandt worden. Irgend etwas darin — Baudissin wußte selbst nicht, was — hatte den heftigen Zorn des Königs erregt und bedrohte dem Schreiber die persönliche Sicherheit in der Heimat. Auch als Baudissin zwei Jahre später bei dem Minister Rosencrantz anfragte, wiederholte ihm dieser, es sei besser, wenn er vermeide, in die Nähe des Königs zu kommen. Noch zehn Jahre später war der hohe Herr nicht besänftigt. Da Baudissin sich von jeder amtlichen Indiscretion frei wußte, so war es jedenfalls nur der kräftige Ausdruck deutscher Gesinnung in jenen Briefen, welcher zu Kopenhagen so tief verletzt hatte, wohl gerade deshalb, weil der Schreiber mit besonderer Gnade bedacht worden war. Erst vor der Thronbesteigung Christian VIII., welchem Baudissin von Kiel und Italien her bekannt war, wurde durch Correspondenz mit dem neuen Könige die Sache ausgeglichen, Baudissin erhielt eine Einladung nach Kopenhagen und ihm wurde der Wunsch ausgesprochen, daß er wieder in den dänischen Dienst zurücktreten möchte. Es war unter anderen davon die Rede, ihn zum Director der Museen zu machen, Baudissin aber vermied, darauf einzugehen.

Nun hinderte ihn nach der Rückkehr von Italien die hohe Ungnade zwar nicht, sein Rantzau wiederzusehen, aber der dauernde Aufenthalt und ein sicheres Einleben in der Heimat blieben ihm versagt. So folgten wieder Jahre mit wechselndem Aufenthalt, bis Baudissin endlich 1827 mit seiner Gemahlin nach Dresden übersiedelte. Zur Wahl dieses Wohnsitzes bestimmten ihn nicht allein die landschaftliche Anmuth der Gegend, die Kunstschätze und der bequeme literarische Verkehr, sondern die stille Empfindung, daß seine Familie dort seit alter Zeit heimisch gewesen sei. Es war natürlich, daß diese Erinnerung ihn gerade damals beeinflußte, wo er anfing sich nach einer sicheren und wohlthuenden Heimat zu sehnen. Diese Annahme seiner Zugehörigkeit trug wohl auch dazu bei, ihm bei Mitgliedern des königlichen Hauses Sachsen Vertrauen zu bereiten, obgleich er als Privatmann lebte, keinerlei Amt oder Dienst für sich wünschte und sich

bei Hofe nur sehen ließ, wo dies nöthig war. Denn unsere höchsten Herren rechnen gern die Dienste der Ahnen dem Enkel zu gut, und wissen in diesem Theil ihrer Hausgeschichte genau Bescheid. Die späteren Könige Friedrich August und Johann gönnten ihm achtungsvolle Zuneigung, dem letzteren wurde er ein Vertrauter bei seinen altitalienischen Sprachstudien, und am kleinen Theetisch der Prinzessinnen Amalie und Auguste gehörte er zu den Gerngeladenen.

Für ihn selbst aber wurde die Bekanntschaft mit Tieck am wichtigsten: sie hat wesentlich dazu beigetragen, seinem gesammten Leben einen neuen Inhalt zu geben, denn sie hat sein schriftstellerisches Talent nach der Richtung entwickelt, welche er schon als Student für die seinem Wesen am meisten entsprechende gehalten hatte, in der Thätigkeit eines poetischen Uebersetzers. Zuerst fesselte ihn die hohe gesellschaftliche Liebenswürdigkeit Tieck's und die Virtuosität, mit welcher dieser als Vorleser den Reiz poetischer Werke zu erhöhen wußte. Dem Dichter aber that die aufrichtige Verehrung, welche ihm von Baudissin gezollt wurde, sehr wohl und ebenso wohl das feine Verständniß und die gebildete Empfänglichkeit für jeden Kunstgenuß. Bald traten die Baudissins zu dem Tieck'schen Hause in ein freundschaftliches Verhältniß. Für Baudissin aber und für uns Alle war es ein glücklicher Umstand, daß er Tieck's Bekanntschaft zu einer Zeit machte, wo dieser durch eine zu schnell übernommene Verpflichtung bedrängt wurde.

Der Antheil Baudissins an der Schlegel'schen Uebersetzung Shakespeare's ist selten nach Verdienst gewürdigt worden. Es sei erlaubt, hier kurz das Sachverhältniß zu erzählen.

Schlegel hatte von 1797—1801 sechszehn Dramen Shakespeare's übertragen, denen erst 1810 Richard III. folgte, mit diesem alle aus der englischen Geschichte, nur „Heinrich VIII." ausgenommen; ferner: „Romeo und Julie", „Sommernachtstraum", „Julius Cäsar", „Was ihr wollt", „Sturm", „Hamlet", „Kaufmann von Venedig", und „Wie es euch gefällt". Da Schlegel sich der Fortsetzung des Unternehmens versagte, mußte der Verlagshandlung Tieck als der geeignete Vollender erscheinen, denn Schlegel selbst hatte, während er übersetzte, sehr viel auf Tieck's Rath gegeben, und dieser unmittelbar nach Schlegels Uebersetzung durch sein „Altenglisches Theater" die eigene Kenntniß und Uebertragungskunst bewährt. Als aber Tieck im Jahr 1824 die Fortsetzung des Schlegel'schen Shakespeare übernahm, war er nicht mehr in der Lage, die Arbeit auszuführen. Es fehlte ihm damals nicht sowohl an Zeit, als an dem beharrlichen Fleiß. Er selbst hat auch kein einziges Stück übersetzt, und seine Tochter Dorothee, ein Mädchen von starkem Willen, vortrefflichem Charakter und ungewöhnlicher Begabung, bereitete sich erst lernend vor, um dem Vater bei Erfüllung der übernommenen Aufgabe

zu helfen. So kam es, daß von 1825 bis 1826 zwar Band 1, 2 und 4 der neuen Ausgabe erschienen, welche nur von Schlegel übersetzte Stücke — durch Tieck hier und da corrigirt — enthielten, daß aber seitdem der Druck vier Jahre ruhte, weil Meister Tieck kein Manuscript lieferte. Da war diesem hochwillkommen, daß er in dem Hausfreunde Baudissin einen Uebersetzer von ungewöhnlichem Talent erhielt, welcher seine Kunst bereits an Heinrich VIII. versucht hatte. Im Sommer 1829 faßte Baudissin den Entschluß, die große Arbeit auf sich zu nehmen. Im November begann er. Zunächst wurde die Jugendarbeit Heinrich VIII. revidirt und dadurch die Möglichkeit gewonnen, 1830 den 3. Band herauszugeben, der außer den letzten Stücken von Schlegel noch Heinrich VIII. enthielt. Von da begann eine Thätigkeit Baudissins, welche sowohl nach ihrer Energie als nach ihrer Bedeutung eine große Leistung genannt werden muß. In weniger als drei Jahren beendete er die Uebersetzung von zwölf Stücken, z. B. in einem Jahr 1831 die Comödie der Irrungen, Troilus, die lustigen Weiber, Othello und Lear. Neben ihm war Dorothee Tieck thätig. Für beide Uebersetzer wurden diese Jahre, in denen die letzten fünf Bände der Ausgabe erschienen, zugleich die Zeit einer inneren Erhebung, und ihre gemeinsame Thätigkeit die Grundlage einer achtungsvollen Freundschaft.

Wenn aber Tieck in seiner behenden Weise am Schluß der Gesammtausgabe sich selbst unter verbindlichen Worten für seine Mitarbeiter als den eigentlichen Redacteur und Vollender ihrer Uebersetzungen darstellt, so ist, wenn man der Wahrheit gerecht werden will, auch dieser Antheil ihm nicht zuzuschreiben. In den hinterlassenen Manuscripten Baudissins, nach welchen die Abschriften für den Druck gewonnen wurden, sind sämmtliche Correcturen von Baudissins Hand. Aus den Tagebüchern desselben ist ersichtlich, daß er eine Uebersetzung erst beendete und dann in den berühmten Lesestunden bei Tieck selbst vorlas oder vorlesen ließ. Dann machte Tieck zu einzelnen Versen seine Bemerkungen, die dem Uebersetzer, namentlich wo sie den Sinn dunkler Stellen zu deuten suchten, nicht immer als Besserungen erschienen.

Nun versteht sich von selbst, daß das Interesse, welches der geistvolle Dichter an den Uebertragungen nahm, dem Ausdruck bei Einzelheiten zu gute kam; aber dieser Antheil Tieck's ging nicht über den Einfluß hinaus, den jeder sachkundige literarische Freund als Vertrauter einer solchen Arbeit ausübt. Um seine eigene Thätigkeit zu erweisen, beschloß Tieck, die Stücke mit den bekannten Anmerkungen zu versehen, und Baudissin trieb ihn zu der Ausführung. Doch gerade diese Anmerkungen sind ein Zeugniß, wie flüchtig, im Ganzen betrachtet, Tieck das Unternehmen behandelt hat. Auch als 1839 eine neue Ausgabe der Shakespeare-Uebersetzung nöthig wurde, vor

welcher Schlegel — nebenbei bemerkt — gegen alle Aenderungen, welche Tieck in den Schlegel'schen Stücken vorgenommen, protestirte und Wiederherstellung seines ursprünglichen Textes forderte, machte sich die Sache so, daß zwar Tieck der Revision täglich eine Stunde zu widmen beschloß, in welcher er mit Baudissin die Texte durchgehen wollte, daß aber dieser erst zu Hause sorgfältig vorarbeitete und die Vorschläge machte; und Baudissin durfte sich sagen, daß ohne ihn Tieck zu einer Theilnahme an der Revision überhaupt nicht gekommen wäre.

Baudissin übersetzte außer „Heinrich VIII." noch zwölf Stücke: „Der Widerspenstigen Zähmung", „Viel Lärm um Nichts", „Comödie der Irrungen", „Liebes Leid und Lust", „Die lustigen Weiber von Windsor", „Titus Andronicus", „Antonius und Kleopatra", „Maß für Maß", „König Lear", „Troilus und Cressida", „Ende gut, Alles gut", „Othello". Ob er an den sechs Stücken Dorothea's: „Die beiden Veroneser", „Coriolanus", „Das Wintermärchen", „Timon", „Cymbeline" und „Macbeth" betheiligt war, wird nicht mehr festzustellen sein. Die Manuscripte Dorothea's allein könnten dies ausweisen. In Baudissins Handschriften, die der königlichen Bibliothek zu Dresden geschenkt sind, findet sich eine Seite, wo Varianten von Dorothee stehen, und eine ganze Seite, wo die Verse abwechselnd mit D. und ich bezeichnet sind, so, als hätten sich die beiden Uebersetzer den Scherz gemacht, abzuwechseln. Aehnliches Zusammenarbeiten mag auch in Dorothea's Uebersetzungen stattgefunden haben. Besonders zweifelhaft ist die Sache bei „Cymbeline" und „Macbeth", welche Dorothee nach der Erklärung des Vaters nur „vollendet" hat. Sicher ist aber, daß sie als Uebersetzerin sich mehr auf ihren Mitarbeiter, als auf den Vater stützte. Ihre Begabung und ihr Fleiß waren sehr groß, mit ihrer Sprache, zumal mit dem Klang ihrer Verse war Baudissin oft nicht einverstanden.

Doch die Gerechtigkeit verlangt, Baudissins Antheil an dem Uebersetzungswerke nicht nur dem Umfange nach zu vertreten, auch die Bedeutung seiner Arbeit gegen ungerechte Angriffe zu vertheidigen. Es hat neueren Uebersetzern zuweilen beliebt, die Uebertragung Schlegels, dessen weiter literarischer Ruf Respect einflößte, zwar als unübertrefflich zu rühmen, an der Baudissins aber zu mäkeln. In Wahrheit waren beide, wie jede Uebersetzung, an einzelnen Stellen der Verbesserung bedürftig, weil die Uebersetzer den Sinn nicht richtig wiedergegeben hatten, oder weil ihnen nicht immer gelang, der eigenthümlichen, von Schwulst nicht freien, Rhetorik Shakespeare's einen leicht verständlichen Ausdruck zu geben.

Beide Uebersetzer arbeiteten ohne den reichen literarischen Apparat, welcher jetzt den Kritikern zu Gute kommt, beide übersetzten nicht immer nach dem relativ besten Texte der alten Drucke, und beide vollendeten ihren

Theil der Uebersetzung in der angestrengten Thätigkeit weniger Jahre. Denn auch sechszehn Stücke Schlegels erschienen im Laufe von vier Jahren, und wurden höchst wahrscheinlich in derselben Frist geschrieben. Baudissin aber war in ungünstigerer Lage, er schuf unter dem Zwange einer unerfüllten Verpflichtung, die seinen Freund Tieck bedrängte, seine Uebersetzungen wanderten, sowie sie beendigt waren, in die Druckerei; da ist selbstverständlich, daß sie an Vollendung nicht ganz gleich sind, und daß sich manche leicht zu bessernde Versehen auffinden ließen, an denen es übrigens bei Schlegel auch nicht fehlte. Aber wenn in den tragischen Scenen bei Schlegel und in einem Theile der humoristischen eine stärkere Sprachgewalt und Energie des Ausdruckes zu rühmen ist, so hat auch Baudissin, der gerade mehrere der sprachlich schwierigsten Stücke übertrug, in Wiedergabe der launigen sowohl als der epigrammatisch zugespitzten Stellen eine Virtuosität bewiesen, die bewundernswerth ist und den Vergleich mit Schlegel wahrlich nicht zu scheuen hat. Es sei nur an „Viel Lärm um Nichts", „Antonius und Kleopatra", und nicht zuletzt an „Liebes Leid und Lust" erinnert, sämmtlich als Uebersetzungen Kunstwerke von seltener Tüchtigkeit. Und was seinen tragischen Stil betrifft, so hätte der Uebersetzer des „Lear" und „Othello" schon um dieser Stücke willen vollen Anspruch, unter den besten deutschen Bearbeitern fremder Poesie genannt zu werden. Es ist den Späteren leicht geworden, an seiner guten Arbeit zu feilen und zu ciseliren.

Er selbst wuchs während der Arbeit. In Heinrich VIII. war der Stil noch schwerflüssig, und der Uebersetzer ängstlich bemüht, die alterthümliche Farbe wieder zu geben. Allmählich gelangte er zur vollen Herrschaft über die Sprache; ihm kam dabei, neueren Uebersetzern gegenüber, zu Gute, daß durch das fleißige Vorlesen und Anhören dramatischer Dichtungen sein Gefühl für Verständniß und Tonfall gesprochener Verse zu großer Feinheit ausgebildet war.

Hochsinnig überließ Baudissin dem befreundeten Tieck die Ehre, daß dieser der Uebersetzung seinen Namen gab und ebenso überließ er demselben die buchhändlerischen Resultate der Arbeit. Das Honorar hatte er für die Töchter Tieck's bestimmt. Daß der liebenswürdige, in buchhändlerischen Dingen aber nicht gerade bedenkliche Tieck sich gefallen ließ, die umfangreiche, jahrelange Thätigkeit eines Andern in solcher Weise für den eigenen Ruhm und Vortheil zu verwerthen, war freilich auch charakteristisch.

Aber Tieck muthete dem Freunde noch mehr zu. Ihn hatten besonders die Anfänge Shakespeare's beschäftigt, die Stücke, bei denen Shakespeare's Autorschaft unsicher erschien. Er hielt wenigstens zehn dieser Dramen: den älteren König Johann, den Flurschütz von Wakefield, den — unzweifelhaft echten — Perikles, Lokrine, den lustigen Teufel von Edmonton und den älteren König

Lear, außerdem Eduard III., Thomas Cromwell, Oldcastle, und sogar den Londoner Verschwender, für Shakespeare'sche Dramen. Die ersten sechs hatte er früher in seinem Altenglischen Theater in deutscher Uebersetzung herausgegeben.

Wahrscheinlich hat er mit seiner Ansicht bei mehreren Stücken gegenüber den englischen und späteren deutschen Kritikern Recht. Bei anderen, wo selbst eine unsichere äußere Beglaubigung fehlt, wird das Sachverhältniß immer unklar bleiben, weil wir die äußeren Bedingungen, unter deren Zwange Shakespeare schuf, nicht mit der nöthigen Genauigkeit abzuschätzen vermögen. Wir wissen zwar, daß das geistige Eigenthumsrecht bei Dramen damals nicht ganz so aufgefaßt wurde wie jetzt, aber wir verstehen vor dem einzelnen Falle nicht, wie weit der Dichter es doch hätte respectiren müssen. Wir wissen nicht, wie weit er als Ueberarbeiter durch Aenderungen und Zusätze bei Stücken Anderer thätig war; auch nicht wie weit er dem Tagesbedarf des „Globus" oder einer anderen Gesellschaft durch flüchtig gearbeitete, volksthümliche Arbeiten entgegen kam; endlich vermögen wir nicht zu unterscheiden, was seine eigene Jugendarbeit oder das Werk eines getreuen Nachahmers ist, der unter dem Einfluß des Shakespeare'schen Stils arbeitete.

Tieck veranlaßte nun den Grafen Baudissin, die vier letzten der genannten altenglischen Dramen zu übersetzen, und da er davon absehen mußte, dieselben der Shakespeare-Ausgabe einzuverleiben, so ließ er sie unter dem Titel: „Vier Schauspiele von Shakespeare, übersetzt von Ludwig Tieck" (Stuttgart, Cotta. 1836) erscheinen. Bei diesem Werke gönnte er dem Publikum nicht einmal eine Andeutung, daß die ganze Arbeit von einem Andern herrührte.*)

Die vollendete Uebersetzung Shakespeare's wurde Gemeingut der deutschen Nation, eines von den großen Werken, durch welche Bildung und Geschmack des ganzen jüngeren Geschlechts gezogen worden sind, und Baudissin erlebte in späteren Jahren oft, daß ihm in der Unterhaltung Stellen der Uebersetzung mit Lob und Kritik entgegen gehalten wurden, seine eigenen Uebertragungen, welche unter fremdem Namen liefen, dann sah er schweigend mit heiterem Lächeln vor sich nieder.

Wenn aber Tieck bei seiner Aneignung fremder Thätigkeit immer die

---

*) Die Autorschaft Baudissins, welche überhaupt in literarischen Kreisen nicht Geheimniß blieb, ist durch diesen selbst bezeugt in dem Artikel Baudissin der neueren Ausgaben des Brockhaus'schen Conversationslexicons, für welches er auf Ersuchen der Verlagshandlung die literarischen Notizen eingesandt hat. Die erwähnte Ausgabe der vier Stücke führte übrigens auf dem äußeren Deckblatte einen anderen Titel: „Vier historische Schauspiele Shakespeare's, herausgegeben von Ludwig Tieck", auf dem Rücken gar die Bezeichnung: „Tieck's Shakespeare" mit der Jahrzahl 1834.

Entschuldigung für sich hatte, daß sein Freund davon wußte, so kommt späteren Herausgebern dieser Umstand nicht zu Gute. Als die Verlagshandlung im Jahre 1867 eine neue revidirte Ausgabe des deutschen Shakespeare erscheinen ließ, übertrug sie dieselbe der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Allerdings war eine gründliche Revision sehr wünschenswerth geworden. Durch die Thätigkeit der englischen und deutschen Kritiker war eine große Anzahl dunkler Stellen erklärt, für einzelne Stücke auch bessere Grundlage gefunden worden, die gesammte Kritik des Shakespeare'schen Textes hatte eine umfangreiche Literatur gewonnen. Auch war es in der Ordnung, daß jüngere Kräfte diese Revision übernahmen. Da aber geschah es, daß in der literarischen Einleitung, welche Professor Ulrici der neuen Ausgabe vorsetzte, Baudissin als Uebersetzer gar nicht mehr genannt und nur gesagt wurde, daß Tieck die Uebersetzung „im Verein mit jüngeren Kräften" vollendet habe. Ja, bei Dramen der Baudissin'schen Uebersetzung hatten jüngere Revisoren die Unbefangenheit, sich den Stücken als Uebersetzer vorzuschreiben, auch wo sie wenig mehr gethan hatten, als an dem Baudissin'schen Texte zu ändern. Und ihre Aenderungen sind nicht immer Verbesserungen, sie sind oft schulmeisterlich pedantisch und wieder schonungslos modern. Möge es den Herren zur Befriedigung gereichen, wenn sie erfahren, daß Baudissin die Rücksichtslosigkeit, mit welcher sie sich auf seinen Stuhl gesetzt hatten, schweigend ertrug, und beim Vorlesen der unter ihrem Namen herausgegebenen Uebersetzung zwar über das, was sie an seinem Texte ins Schlechtere geändert hatten, das Haupt schüttelte, aber jede wesentliche Besserung, die ihnen gelungen war, mit warmem Lobe begrüßte. Und doch wußte er, daß diese Arbeit Ehre und Stolz seines Lebens war.

Wie kam es aber doch, daß Baudissin die souveräne Weise, in welcher Tieck über seine Arbeit verfügte, willfährig geschehen ließ, ja, daß er sich befriedigt fühlte durch die artige Erwähnung seiner Thätigkeit in den Anmerkungen des Freundes? Ist solche Selbstlosigkeit nicht zu groß? zumal sie einen Andern verleitete, sich mit falschem Scheine zu umgeben. Und welche Veranlassung haben wir, das Sachverhältniß in unseren Literaturwerken anders darzustellen, als mit Baudissins Wissen in jenen Jahren geschah? Auf solche Fragen giebt es eine zureichende Antwort. Baudissin hatte bis dahin, warlich ohne seine Schuld, fast immer als Genießender gelebt. Von seiner diplomatischen Laufbahn, ja selbst von der ruhigen Thätigkeit eines Gutsherrn in seiner Landschaft war er durch Verhältnisse, denen er nicht gebieten konnte, getrennt worden; es ist wahr, immer hatte er mit beharrlichem Fleiße für sich gearbeitet, und sein Dasein war hülfreich und ein Glück gewesen für Alle, welche ihm das Schicksal nahe stellte; aber die männliche Freude, seine Kraft zum Nutzen für Viele zu verwenden und seine eigenthümliche Begabung

schöpferisch geltend zu machen, hatte er bis dahin kaum empfunden. Jetzt wurde ihm, dem vierzigjährigen Manne, durch den literarischen Freund Gelegenheit zu einer großen Thätigkeit geboten. Mit einer stillen Erhebung unterzog er sich der neuen Aufgabe. Für die innere Befriedigung, für die edle Erhöhung seines Selbstgefühles blieb der bescheidene Mann dem Dichter Tieck das ganze Leben hindurch dankbar. Aber was ihm damals den äußern Erfolg und die Berühmtheit seines Namens als unwesentlich erscheinen ließ gegenüber einem innern Erwerbe, der ihm durch die Arbeit zu Theil geworden, das darf uns nicht mehr bestimmen, ihm den Dank für sein literarisches Verdienst vorzuenthalten.

In den Jahren der Shakespearearbeit hatte sich Baudissin noch die andere Aufgabe gestellt, Alles, was von dramatischen Werken der Zeitgenossen Shakespeare's erreichbar war, für sich durchzuarbeiten. Da erklärte sich Brockhaus gegen ihn bereit, eine Reihe metrischer Uebersetzungen solcher Dramen in Verlag zu nehmen. Baudissin ging sofort an das Werk. So erschien, diesmal unter seinem Namen: „Ben Jonson und seine Schule" (Leipzig 1836. 2 Bände).

Die Stücke der Sammlung sind: „Der Alchemist" und „Der dumme Teufel" von Ben Jonson; „Der spanische Pfarrer" und „Der ältere Bruder" von Fletcher; „Die unselige Mitgift" von Massinger und Field; „Der Herzog von Mailand", „Eine neue Weise, alte Schulden zu zahlen" und „Die Bürgerfrau als Dame" von Massinger.*) Dazu schrieb er eine sehr lesenswerthe Einleitung. Als er für diese Uebersetzung Honorar erhielt, freute er sich über das erste selbsterworbene Geld. In beiden Bänden erwies der Uebersetzer seine volle Kunst. Noch Schlegel hatte eine Uebersetzung der Stücke Ben Jonson's und der Schule desselben für unthunlich erklärt. Man sehe zu, wie meisterhaft Baudissin die Schwierigkeiten, welche ihre Sprache, ihre gelehrte Detailmalerei und die vielen schwerverständlichen Beziehungen auf das Tagesleben jener Zeit dem Uebertragenden bereiten, überwunden hat. „Der Alchemist" z. B. ist nach dieser Richtung eine virtuose Leistung. Auch die große Verschiedenheit in Stil und Sprache der einzelnen Dichter ist mit höchstem Geschick zur Geltung gebracht.

Das Jahr, in welchem dieses Werk im Buchhandel erschien, brachte dem Leben Baudissins einen herben Verlust. Seine Gemahlin starb, und der Schmerz verdüsterte ihm die nächsten Jahre. Wieder suchte er Erholung in der Fremde. Im Jahre 1838 unternahm er eine größere Reise über Wien und Triest nach Athen, wo er die Bekanntschaft Geibels machte, von dort

---

*) In Baudissins Nachlaß ist noch eine handschriftliche Uebersetzung der „Brüder" von Shirley vorhanden, welche wahrscheinlich für dieses Werk bestimmt war.

besuchte er mit Ernst Curtius Mykene, Mistra, Messene, und noch einmal zu Schiffe die Küsten des Peloponnes, fuhr nach Smyrna, sah Konstantinopel und reiste durch das schwarze Meer und die Donaumündungen, die Donau herauf über Pest nach Dresden zurück.

Ein neuer Abschnitt seines Lebens begann, als er sich 1840 mit Sophie Kaskel vermählte. In dem ruhigen Glück des Hauses verflossen die späteren Jahrzehnte seines Lebens. Zu Dresden, der Heimat seiner Gemahlin, wohnte er fortan den größten Theil des Jahres im regen geselligen Verkehr mit den Besten, welche dort literarische und künstlerische Interessen vertraten, und mit werthen Bekannten, welche aus der Fremde zuzogen.

Bald nahm er auch wieder seine literarische Thätigkeit auf. Er hatte sich zu verschiedenen Zeiten ernsthaft um das Verständniß der mittelhochdeutschen Sprache bemüht. Ihm war das ritterliche Epos zuerst durch die Italiener des sechzehnten Jahrhunderts vertraut geworden; von ihnen ausgehend suchte er Kenntniß der Stoffe und der Behandlungsweise in den romanischen und deutschen Gedichten des Mittelalters, und es ist für ihn bezeichnend, daß ihm besonders die charakteristischen Zusätze und Aenderungen interessant wurden, welche die deutschen Bearbeiter in die romanischen Stoffe hineingetragen hatten. Im Jahre 1845 erschien seine Uebersetzung des „Iwein" von Hartmann von der Aue, 1848 „Guy von Waleis", der Wigalois des Wirnt von Gravenberg. Bei der Uebertragung in modernes Deutsch hatte auch er mit den bekannten Schwierigkeiten zu ringen, welche die kurzen Reimzeilen darbieten und eine Sprache, die fast immer mit den Wörtern unseres Deutsch redet, aber die meisten derselben in etwas anderer Bedeutung gebraucht. Es ist ihm gelungen, was das beste Lob solcher Umsetzungen ins Neudeutsche ist, bei fließender, leicht verständlicher Sprache doch eine treuherzige Alterthümlichkeit in Farbe und Ton zu bewahren, welche diese Poesien nicht entbehren dürfen.

Das Jahr 1848 unterbrach die Beschäftigung mit deutscher Vorzeit. Sein Heimatland erhob sich gegen die dänische Herrschaft, sein Bruder Otto, der ihm an Jahren und im Vertrauen am nächsten stand, stand im Felde für das Recht der deutschen Landschaften. In seiner Jugend hatte ihn selbst ein Vorspiel dieses Kampfes vom dänischen Dienste geschieden, jetzt rang das deutsche Wesen in Waffen nach Befreiung von dem rechtswidrigen Drucke, den die fremde Regierung auszuüben nicht ablieẞ. Mit jugendlicher Begeisterung ergriff Wolf Partei, er fühlte sich wieder ganz als Holsteiner und als Gutsherr in dem gefährdeten Grenzlande. Es kamen für ihn Jahre großer Sorgen und großer Opfer, aber diese Zeit, in welcher die Zeitung und politische Correspondenz ihn stärker in Anspruch nahmen, als die geliebte Musik und der Kothurn der englischen und französischen Bühne, wurde auch für ihn zu

einem Gewinn. Denn jetzt durchlebte er in gereiftem Alter noch einmal die männlichsten aller Gefühle, den Schmerz und Zorn um des Vaterlandes Noth.

Spät und langsam gewann er wieder Freude an dem Schaffen, welches seiner Anlage am meisten entsprach. Das nächste war die Uebertragung eines spanischen Werkes, die einzige seiner Uebersetzungen, welche nicht poetischen Inhalt hat. Die biographischen Essays des Manuel Josef Quintana fesselten ihn durch die schöne Sprache, die fließende Erzählung und vor Allem durch ein redliches und gerechtes Urtheil über die berühmten Männer des spanischen Volkes. Quintana hat nicht die kritische Gelehrsamkeit eines deutschen Historikers, und ihm fehlt der Geist und das Talent Macaulay's, ihm galt noch die Weise zu erzählen, wie sie durch Plutarch geübt wurde, für musterhaft, aber er berichtet gewissenhaft und treu nach seinen Quellen und erwirbt durch seine Persönlichkeit das Vertrauen des Lesers. Die Uebersetzung erschien unter dem Titel: „Lebensbeschreibungen berühmter Spanier von Don Manuel Josef Quintana, übersetzt durch Wolf Grafen von Baudissin.“ Berlin 1857.

Nachdem er im Jahre 1862 das Schauspiel Ponsard's „L'honneur et l'argent“ wie zur Probe seiner alten Meisterschaft in Versen übersetzt hat, entschloß er sich endlich um 1865 Stücke des Molière zu übertragen, zunächst nur einen Band. Aber über der Arbeit wuchsen dem Manne von sechsundsiebzig Jahren der Muth und die Freude. Im Laufe von drei Jahren (1865—67) vollendete er sein zweites großes Werk, das er dem deutschen Theater geschenkt hat, die Uebersetzung des ganzen Molière.

Baudissin war mit der französischen Literatur so vertraut, und gebrauchte die französische Sprache mit einer Sicherheit und Eleganz in Rede und Schrift, wie nur wenigen Deutschen vergönnt ist. Bei Molière und späteren Arbeiten hatte er in der Uebertragung auch dem altfranzösischen Tone Rechnung zu tragen. Diese Schwierigkeit überwand er in der Sprache des Verses noch besser als in der Prosa und seine Diction ist in den Versen geradezu mustergiltig. Man betrachte nur die Uebersetzung des vornehmsten und kunstvollsten Stückes von Molière, des Misanthrop. Es wäre ja leichter geworden, der fremden Klangfarbe etwas anderes Fremdartiges nachzubilden, wenn er in Alexandrinern übertragen hätte, und es ist ihm sogar ein Vorwurf daraus gemacht worden, daß er für die Uebersetzung den deutschen dramatischen Vers, unsern jambischen Fünffuß, gewählt hat. Nie war eine Ausstellung ungerechter. Gerade durch diese Aenderung hat er bewiesen, daß er die Anforderungen, welche die Bühne an die dramatische Sprache machen muß, besser versteht als seine Kritiker. Denn der deutsche Alexandriner erhält durch die Eigenart unserer Sprache und

Recitation einen ganz andern Charakter als der französische hat, sein Klappern und Klingen wird im Munde des Darstellers lästig, er verleitet selbst den gebildeten Schauspieler zur Declamation und macht es im Lustspiele fast unmöglich, kurze Accente einer schnellwechselnden Stimmung zum Ausdrucke zu bringen. Und es ist eines von den großen Verdiensten dieser Uebersetzung, daß sie für sämmtliche Lustspiele des Molière einen Text hergestellt hat, wie ihn die deutsche Bühne braucht.

Es verdient wohl Erwähnung, daß dies energische Schaffen ihm besonders anmuthig wurde durch das Verhältniß, in welches er zu seinem neuen Verleger Salomon Hirzel gekommen war. Dieser, der selbst in höheren Jahren stand, fühlte warme Verehrung und Zuneigung zu dem älteren Herrn, der mit Goethe zu Jena spazieren gegangen war, und der die literarische Bildung unseres ganzen Jahrhunderts in persönlicher Bekanntschaft mit vielen der Schaffenden in sich aufgenommen hatte. Autor und Verleger erwiesen einander wahrhaft ritterliche Artigkeit. Hirzel war unermüdlich, seltene Bücher, zumal alte französische Drucke zu erspähen und mit zierlichem Gruße zu übersenden, und sprach einst seine Herzensmeinung über Baudissin dahin aus, „er könnte mir zum Verlage anbieten, was er wollte, ich vermöchte ihm nichts abzuschlagen," und Baudissin wieder freute sich über den neuerworbenen literarischen Freund und über die gute Ausstattung seiner Bücher, und jeder Brief des freundlichen Verlegers gab dem Tage, an welchem er eintraf, eine heitere Zuthat und steigerte den Eifer für die Arbeit.

Der Uebertragung des Molière folgte die zierliche Uebersetzung der französischen Proverbes unter dem Titel: „Dramatische Sprichwörter von Carmontel und Th. Leclercq, zwei Bände" 1875, die dem deutschen Publikum die Bekanntschaft mit einem Genre dramatischer Production verschafften, welches in Deutschland wenig bekannt ist, und in dem die Grazie des französischen Geistes ganz besonders sichtbar wird. Baudissins Absicht dabei war, nicht nur den Theatern, auf denen feines Spiel noch möglich ist, sondern auch Privatkreisen kleine Stücke nahe zu legen, welche sämmtlich im Salon ohne alle scenische Vorrichtungen gespielt werden können.

Mit warmem Antheile übertrug Baudissin gewissermaßen als Fortsetzung der Proverbes drei Dramen von François Coppée. Der französische Dichter war durch einen Verwandten Baudissins in dessen Haus eingeführt worden und hatte als willkommener Gast zu Rantzau geweilt. Baudissin begrüßte in dem ernsten Streben des jungen Fremdlings die Anfänge einer Erhebung des gesunkenen französischen Dramas. Er gab die Uebersetzung der beiden kleinen Dramen „Ein Rendez-vous" und „Vorüber" 1874 bei Hirzel heraus; das dritte, „Der Geigenmacher von Cremona", wurde als Manuscript

gedruckt und ist auch auf unseren Theatern heimisch geworden. Eine Novelle in Versen, „Olivier", hatte Baudissin übersetzt, aber nicht selbst herausgegeben. Die Uebertragung ist in diesen Wochen mit einem Vorworte von Paul Lindau im Buchhandel erschienen.

Das letzte gedruckte Werk Baudissins war ein Band „Italienisches Theater", 1877, die Uebertragung einiger Stücke von Gozzi und Goldoni, del Testa und Giraud, an denen er schon in der romantischen Zeit seiner Jugend Freude gehabt hatte.

Während dieser Arbeiten zogen Jahre und Jahrzehnte über sein Haupt, sie wandelten wenig an seiner Erscheinung, noch weniger bedrückten sie seinen Geist. Die Ordnung des Tages, die Arbeitskraft, die kleinen Erholungen blieben unverrückt dieselben. Am Morgen nach dem Frühstücke zuerst Lesen der Zeitungen, dann Briefschreiben und Geschäftliches, dann einige Stunden ernsthafte Geistesarbeit am Schreibtisch; wenn er nicht gerade für das Publikum schrieb, studirte und übersetzte er doch für sich selbst. Darauf ein Spaziergang, nach dem frohen Mittagessen seine geliebte Musik, wobei er am glücklichsten war, wenn er dem Spiel seiner lieben Hausfrau zuhörte. Dann am Theetisch ein Stündchen Vorlesen, das er selbst gern und gut übte. So lebte er in der Stadtwohnung zu Dresden, aus deren Fenstern man ins Freie und nach dem großen Garten blickte; ebenso mit geringen Aenderungen auf dem Weinberg in Wachwitz, den er sich erworben, in stattlichem Landhause an der Elbe, und während des Hochsommers in der Regel zu Rantzau. Denn seinen Gütern bewahrte er die Anhänglichkeit und er baute noch in späteren Jahren das Schloß zu Rantzau wohnlich aus. Dort stand er in einem wahrhaft patriarchalischen Verhältnisse zu seinen Beamten, Hintersassen und Pächtern. Freilich machte das Majorat auch Sorge, es gewährte lange Zeit nur eine bescheidene Rente, welche in den Jahren der holsteinischen Erhebung ganz dahinschwand. Auch blieben dem Gutsherrn in der aufgeregten Zeit peinliche Erfahrungen durch Undank nicht ganz erspart. Aber im Ganzen gehörte das Verhältniß zu seinen Gutsleuten zu der stillen Poesie seines Lebens. Seiner Freundlichkeit wurde durch Liebe und Dankbarkeit der Holsteiner gelohnt. Einst, als die Ernte mißrathen war, und er sich weigerte, von einem seiner Pächter die volle Pachtsumme anzunehmen, antwortete der Mann: „Ne, wat ick schrewen hev, dat hev ick schrewen." Einem Pächter brannte eine große gefüllte Scheune ab, es war ein Verlust von 6000 Thalern, den Baudissin, da keine Schuld des Pächters vorlag, nachdem die Feuerversicherung ihren Antheil bezahlt, allein zu tragen hatte. Da kam eines Tages der Pächter und erklärte: „Herr Graf, das kann so nicht angehen. Vielleicht ist doch das Heu nicht völlig trocken gewesen. Ich muß die Hälfte zahlen, sonst hab ich keine Ruh." Als nach einer längeren Reihe von Jahren die Contracte erneuert werden

sollten, war es nicht der Grundherr, sondern es waren seltsamer Weise die Pächter, welche darauf antrugen, „nun aber auch nach den Zeitverhältnissen gesteigert zu werden". Und ein alter Bauer schrieb einst nach Dresden, die Herrschaft müsse in diesem Jahre früher nach Holstein kommen, weil er seine goldene Hochzeit feiern wolle; worauf Baudissin seine Sommerpläne nach dem Wunsche des Schreibers einrichtete. Doch auch aus der Ferne wachte das Herrenauge umsichtig über der Gutswirthschaft und über dem Wohlergehen der abhängigen Leute. Und während er an Shakespeare arbeitete und den Molière übersetzte, gereichte ihm zu großem Behagen, wenn die guten Dinge aus der Wirthschaft, welche der treue Verwalter nach Dresden gesendet hatte, von seinen Gästen als rühmlich für Holstein gelobt wurden.

Vielleicht gewann erst jetzt, in dem ruhigen Stillleben und der glücklichen Häuslichkeit seines späteren Alters, die Liebenswürdigkeit seiner Natur ihren schönsten Ausdruck: seine reiche Bildung, das feine Verständniß jeder künstlerischen und wissenschaftlichen Tüchtigkeit, die wohlthuende, bescheidene Anerkennung, die gutherzige Theilnahme an allem Menschenloos; nicht zuletzt eine feine Laune, mit welcher er erzählte und Menschenart beurtheilte. Ueber Allem aber machte ihn liebenswerth die unzerstörbare Frische seines Empfindens. Ihm hatten die Grazien die holdeste Begabung zugetheilt, er wurde nicht alt. Während sonst auch der Reichbegabte und Freigebildete in höherem Alter durch die Gedanken und Thaten jüngerer Jahre wenigstens so weit beschränkt wird, daß sich ihm die Empfänglichkeit für Neues vermindert, und er sich zu dem Unfertigen und Werdenden im Gegensatz fühlt, lebte dieser Mann mit sechzig, siebzig und achtzig Jahren fast voller und wärmer mit seiner Zeit, als in seiner Jugend. Was er in seinen jungen Jahren etwa von aristokratischen Anschauungen gehabt hatte, war nie kleinlich und für Andere lästig gewesen, aber er blieb lange geneigt, jeder demokratischen Bewegung mit Mißtrauen zu begegnen, er war mit vierzig Jahren stark legitimistisch gefärbt und ein eifriger Leser der „Gazette de France".

Im Jahre 1848 jedoch wurde er, der Holsteiner, in seinem Herzen selbst Rebell, und seitdem fanden die politischen Ideen, durch welche das jüngere Geschlecht erzogen ward, bei ihm so unbefangene, volle und rückhaltlose Aufnahme, wie nur bei den Besten unserer Liberalen. Ein großer Theil seiner persönlichen Freunde und Bekannten war particularistisch gesinnt, er aber begrüßte jeden Fortschritt, den Deutschland auf dem Wege zu seiner Einigung machte, mit stets gesteigerten Sympathien, und der weitblickende und entschlossene Staatsmann zu Berlin gewann keinen treueren Verehrer, als ihn, der in jungen Jahren zu Stockholm seine Entrüstung hatte verbergen müssen, wenn Schweden und Russen ihm deutsches Land als Beutegeschenk für Dänemark anboten.

Auch im persönlichen Verkehr bewahrte er sich bis zu seinem Ende eine seltene Frische und Empfänglichkeit für anders geformte Naturen. Neuen Bekannten trug er dieselbe warme Anerkennung entgegen und bewährte er dieselbe Treue, wie den Gefährten seiner Jugend. Und ebenso blieb sein künstlerisches und literarisches Urtheil völlig frei von den Einseitigkeiten des Alters. Das Größte und Schönste im Reiche der Kunst, das ihm längst vertraut war, genoß er mit stets neuer Freude, noch im letzten Lebensjahre wirkte das Anhören eines Quartettes von Mozart so beglückend auf ihn, daß er, nach seinem eigenen Ausdrucke, „in einem Meere von Entzücken schwamm". Die Dichter des Alterthumes las er ebenso wie die besten Schriftsteller der modernen Culturvölker von Zeit zu Zeit immer wieder durch, und es konnte keinen Begleiter in die Dresdener Bildergallerie geben, der kundiger und erfreulicher war, denn wo er stehen blieb und deutete, sah man ihm selbst das hohe Vergnügen und die Begeisterung an. Aber er begrüßte auch das neue Werk eines jungen Dichters und Künstlers nicht nur mit geistvollem Verständniß für das Gelungene, auch mit der größten Wärme der Empfindung, und er fühlte und hoffte mit dem Strebenden, wie ein Jüngling.

Was ein Mensch seiner Zeit durch Geist, Charakter und Thaten geleistet, ist freilich leichter abzuschätzen als was er durch sein Wesen im persönlichen Umgange gegeben hat. Der Zauber, welchen die Persönlichkeit Baudissins auf Alle, die ihn gekannt haben, ausübte, lag wohl zunächst in der herzgewinnenden Güte, die sich in seinen Zügen und in seinem Lächeln aussprach, und die sich nicht allein in der unerschöpflichen Großmuth bewährte, mit welcher er seine irdischen Güter — oft unter eigenen Entbehrungen — nahezu mit Anderen theilte, sondern zumal in der Theilnahme und Anerkennung, die er allen Menschen entgegentrug. Immer bestrebt, Gutes an Anderen zu entdecken, gelang es ihm auch, aus Jedem das Beste herauszulocken, was er zu geben hatte. Oft sprach er aus, daß man von jedem Menschen etwas lernen könne, und, diesem Grundsatze treu, hat es wohl nie Jemand gegeben, der besser zuzuhören verstand. Diese innere Bescheidenheit verlieh seiner Erscheinung bis ins hohe Alter die besondere Anmuth, die zuweilen noch gesteigert wurde durch einen Schimmer seiner alten Befangenheit, der sich auf das heitere Antlitz des ehrwürdigen Mannes legte, wenn er in vertrautem Kreise an seinem Tische eine Gesundheit ausbringen wollte, oder wenn er einen Zettel aus der Tasche holte, mit Versen, die er einem Mitglied der Familie oder einem werthen Bekannten als ehrenvollen Gruß gestiftet hatte.

Immer dem Idealen nachstrebend, das Gute wollend und hoffend, wandte sich seine zart besaitete Seele mit kurzer Entschiedenheit vom Häßlichen und Gemeinen ab. Er mochte nichts davon hören, weil er es nicht verstand und